

St. Pauli-Verbot

von Ralf Zander, Hamburg

Frank Matten wurde, nach Jahrzehnten Schichtdienst, in den „Besonderen Fußstreifendienst“, kurz BFS, versetzt, so daß er fortan fast nur Tagesdienst zu verrichten hatte. Der BFS wurde vom Hamburger Innensenator geschaffen, um langgedienten, fähigen Polizeibeamten den prüfungsfreien Übergang vom mittleren in den gehobenen Dienst zu ermöglichen. Wie es der Begriff sagte, handelte es sich um Uniformierte, die mit Funkgerät, Gummistab, Pistole sowie einem Namensschild versehen sogenanntes „Betreuungsgebiet“ innerhalb des Revierbereichs zu begehen hatten. In Hamburg bildete sich in Kreisen der Bevölkerung der Begriff „Bürgernaher Beamter“, so daß sich die Kurzfassung Bünabe auch bei der Polizei verbal durchsetzte. In anderen Bundesländern bezeichnete man sie als Kontaktbeamte.

So ein Bünabe schien es leicht zu haben. Frank Matten hörte in seinem Gebiet häufig den Spruch: „Ihr habt's gut. Den ganzen Tag spazieren gehen, das möchte ich auch mal.“ Diesen Leuten zu erzählen, daß solch ein einzelner Schutzmann ab und zu allein vor kritischen Lagen steht, ja sich manchmal in Notwehr körperlich auseinandersetzen muß, wenn nicht Schlimmeres, war müßig. Frank hatte es sich abgewöhnt, solche Leute aufzuklären und konterte oft: „Ja, so ein Dienst bringt mir wirklich Spaß.“ Das Erfreuliche an seiner Aufgabe war, daß er es den ganzen Tag mit sehr vielen Anwohnern, auf St. Pauli Beschäftigten, Handwerkern und Geschäftsinhabern zu tun hatte, denen er nach und nach immer mehr Ansprechpartner wurde. Selbst Bürger, die kein gutes Verhältnis zur Polizei verspürten, fanden mehr und mehr Vertrauen zu ihrem Bünabe. Frank mußte, wie seine Kollegen in anderen Betreuungsgebieten, aufpassen, daß er nicht so sehr von einzelnen vereinnahmt wurde. Ein Bünabe hatte jedoch für seine Bürger stets ein offenes Ohr, leistete manchmal psychologische Hilfe, schrieb aber auch Berichte, wenn ihm kriminelle Dinge zu Ohren kamen. Im ruhenden Verkehr ahndete Frank

nur die schlimmsten Ordnungswidrigkeiten, was seinen Beliebtheitsgrad noch steigerte. Wie wohl auch andere Bünabe genoß Frank in seinem Gebiet, das sich zwischen der Hein-Hoyer-Straße und der Holstenstraße befand, ein allgemein gutes Ansehen. Wenn es sich beim Gegenüber nicht gerade um Kriminelle handelte, hellten sich die Mienen der freundlich grüßenden Bürger häufig auf, selbst, wenn sie ihre Sorgen los werden wollten. Im Laufe dieses Dienstes hörte er viele heitere, ernste oder tragische Dinge. So auch einmal in der Spielhalle „Eldorado“, in der Straße Große Freiheit, dem gelegentlichen Treffpunkt einiger Kellner, Portiers und sogar Transvestiten, die, wie auch Frank, dort auf einen Kaffee vorbeischaute.. Einer von ihnen, ein Portier des Sex-Show-Lokals „Kolibri“ schmetterte zur Begrüßung Teile einer Opernarie, und seine Stimme war nicht die Schlechteste. In seiner Jugend soll er sich eigentlich vorgenommen haben, Opersänger zu werden. Das schien aber nicht geklappt zu haben. Günter, so hieß er, verweilte eines Tages etwas länger im „Eldorado“ und erzählte Frank Matten und dem Inhaber der Daddelhalle die Geschichte darüber, wie er einst auf St. Pauli Fuß gefaßt hatte:

Daß ich Eberle heiße, wißt ihr ja. Ich bin ein echter Schwabe und in Hinterzarten, im Schwarzwald, aufgewachsen. Nach der Schule hab' ich in einem kleinen aber feinen Haus in Freiburg Hotelfachmann gelernt und im Abschlußzeugnis gute Noten bekommen. Ich hab' dort ein weiteres Jahr gearbeitet, aber ich wollte raus aus der Enge. Ich wollte etwas von der großen, weiten Welt sehen. Durch die Fürsprache meines Chefs konnte ich ein Jahr nach meiner Prüfung in Hamburg im Hotel „Europäischer Hof“ zwar nicht als Kellner, jedoch in der Rezeption anfangen. Ich war derzeit, im Jahre 1965, bereits einsneunzig groß und kräftig gebaut. In so einem großen Haus war das Arbeiten natürlich stressiger als in dem kleinen Hotel von Freiburg. Ich hab' mich schnell reingefuchst, denn gelernt ist gelernt. In den nächsten zwei Jahren lernte ich Gäste aus aller Welt kennen, unter anderem auch den kleinen, wendigen Kurt Gehse von St. Pauli, der hin und wieder aus irgend einem

Grunde im Europäischen Hof auftauchte. Eines Tages, als ich an der Rezeption wenig zu tun hatte, fragte mich Gehse: „Sag’ mal, kannst du Bücher führen?“

„Aber natürlich, das hab’ ich doch auf der Hotelfachschule gelernt.“

Gehse darauf hin: „Hast du nicht Lust, bei mir anzufangen?“

Ich war verwundert: „Nein, nein, ich kann doch nicht einfach meinen gelernten Beruf aufgeben.“

Gehse lockte jetzt: „Was heißt denn schon Beruf? Bei mir kannst du Kohle machen, richtig viel Kohle. Du bekommst dreitausend Mark im Monat, bar auf die Kralle.“

„Das hab’ ich hier auch.“ übertrieb ich mächtig.

Gehse gab sich nicht zufrieden: „Ich geb’ dir mal meine Karte. Überleg es dir und ruf’ mich an.“

„Mein Gott!“ dachte ich, „Dreitausend Mark in bar. Das hätte ich hier erst in zehn oder noch mehr Jahren.“ Ich hab’ anschließend die ganze Nacht gegrübelt und bin unausgeschlafen zum Dienst gegangen. Das viele Geld war wohl das Ausschlaggebende. Vielleicht hatte auch das Wort St. Pauli etwas Magisches an sich, denn ich hatte schon im Schwabenlände davon erfahren. Meine Eltern sowie der Gemeindepfarrer hatten mich vor Hamburg gewarnt, daß dort nur verderbte Menschen herum laufen, weil es in dieser Stadt das St. Pauli gäbe, und das sei so schlimm wie Sodom und Gomorrha. Ich hatte diesen Stadtteil bisher noch gar nicht kennen gelernt. Zum Ende des Monats hab’ ich mir morgens noch einmal Gehses Visitenkarte angesehen und ihn nachmittags angerufen. Es dauerte ein bißchen, dann schnarrte eine Stimme: „Eros-Grotte, was gibt’s?“

„Ja, hier ist Eberle. Ist der Herr Gehse zu sprechen?“

„Am Apparat, was ist los?“, schnarrte wieder diese Stimme wie in Eile.

Nun erst erkannte ich, daß es am anderen Ende der Leitung der Gehse selber war. „Hier ist Günter Eberle, von der Rezeption im Europäischen Hof, ich wollte mal fragen, ob Ihr Angebot noch gilt?“

„Ach du bist es, Günter“, klang es jetzt freundlicher. „Ja, ja, alles so wie

abgesprochen. Kündige mal und komm' einfach vorbei. Die Anschrift hast du ja. So, ich hab's eilig, hab 'n volles Haus. Also bis dann.“ Damit war das Gespräch beendet.

Obwohl ich leichte Zweifel bekommen hatte, kündigte ich meine Arbeit und ging schon am nächsten Morgen nach St. Pauli. Das Lokal Eros-Grotte, am Hamburger Berg, war dicht. Ich hab' geklopft und geklopft, denn eine Klingel befand sich nicht an der Tür. Ein paar zwielichtige Gestalten wankten aus dem Lokal „Zum goldenen Handschuh“ und verschwanden gegenüber im Lokal „Elbschloßkeller“. Im Goldenen Handschuh war eine Putzfrau damit beschäftigt, zwischen den wenigen Gästen den Gastraum sauber zu machen. Ich hab' mich beim Kellner erkundigt. „Ach, die Eros-Grotte. Nee, die machen erst zwei Uhr nachmittags auf. Das ist doch ein Nachtlokal. Hast du da noch 'ne Rechnung offen? Willst 'n Bier? Also, bei mir ist es billiger. Kannst dich drauf verlassen.“

Nee, bloß das nicht, dachte ich: „Nein danke, ich hab' nur etwas mit Herrn Gehse zu besprechen.“

„Dann paß man gut auf, daß dir Kurt Gehse keinen unterjubelt. Der ist mit allen Wassern gewaschen.“

Ich war froh, als ich wieder im Freien landete. Ich bin dann noch mal rüber zur Grotte. Der Eingang führte ein paar Stufen hinunter. An der Tür sah ich Embleme der Kreditkarten von „Diners Club“ und „American Express“. Auf den Seitenwänden waren nackte Frauen mit kräftiger Oberweite abgebildet, gemalt von dem Schildermaler, genannt „Rubens von St. Pauli“. „Sex-Bar“ stand über dem Eingang in breiten Buchstaben. Irgendwie hatte ich ein ungutes Gefühl. Das war nicht meine Welt, das war mir völlig fremd. Hätte ich bloß nicht gekündigt, dachte ich, andererseits hatte der Gehse auf mich einen glaubhaften Eindruck gemacht. Alles schien bei ihm so selbstverständlich. Ich bin dann pünktlich um zwei Uhr nachmittags in meinen Arbeitsklamotten, also mit Anzughose, Frack und Fliege, ins Lokal gegangen. Meine Augen mußten sich erst einmal an die spärliche Beleuchtung gewöhnen. Nur die winzige

Bühne war etwas heller. Eine barbusige Frau rekelte sich dort auf einem flusigen Fell und trank Kaffee. An den Tischen saßen zwei spärlich Bekleidete, von denen eine aufsprang und mich fragte: „Na, Kleiner, woll'n wir es uns schön nett machen? Gleich fängt die Show an.“ Ich fühlte, daß ich rot vor Verlegenheit wurde, was wegen der schlechten Lichtverhältnisse keiner mitbekam. Zum Glück sah ich den Gehse hinter dem Tresen stehen: „Herr Gehse, ich bin der Günter Eberle. Ich komme wegen der Buchführung. Sie wissen schon...“

„Ach ja, der Günter vom Europäischen Hof, hallo. Weißt du, im Moment brauch' ich keinen Buchhalter. Mein Steuerheini macht das gerade.“ Als er mein entsetztes Gesicht bemerkte: „Macht aber nix, ich kann jetzt einen guten Portier gebrauchen. Bei deiner stattlichen Figur muß das mit dem Kobern ja klappen. Kannst auch gleich anfangen.“

Ich war wie vom Kopf geschlagen: „Aber davon hab' ich keine Ahnung. Ich weiß nicht einmal, was Kobern ist.“

Gehse jovial: „Kobern heißt nix anderes, als daß du möglichst viele Menschen, besser gesagt, Männer, in die Eros-Grotte schickst. Ihr arbeitet alle auf Prozente vom Umsatz. Komm' mit raus, ich zeig 's dir.“ Er nahm mich mit vor die Tür und sprach laut und vernehmlich zwei vorüber gehende Mitfünfziger an, typische St. Pauli-Bummler, die sich noch nichts Genaues vorgenommen hatten: „Kommen sie rein, Herrschaften. Die große Nachmittags-Show beginnt. Vergnügen sie sich mit schönen, nackten Frauen, und Sie wissen dann, warum Sie auf der sündigsten Meile der Welt sind.“ Wirklich, beide Herren folgten ihm ins Lokal, wo sich die barbusige, sogenannte Tänzerin vom flusigen Fell erhob und zur laut einsetzenden Musik stripteaseähnliche Verrenkungen vorführte. Die beiden anderen Frauen ließen die Herren beim Platzzuweisen dezent in ihre Blusen blicken und sorgten mit weiterem leichten Körperkontakt dafür, daß sie sich einen Drink bestellten. Das Moschusprodukt eines kräftigen Parfums berauschte die Sinne vollends, so daß sich die Frauen auf Kosten der Gäste ebenfalls einen kleinen Longdrink bestellen durften. „Kurt! Bring' uns mal 'ne Keule.“, rief eine

der Frauen in Richtung Bartresen. Als Kurt Gehse daraufhin eine Flasche Sekt auf den Tisch stellte, wurden die beiden Herren aufgeschreckt und fragten nach dem Preis, zumal sich die Preislisten kaum von der Farbe der Tischdecken abhoben und fast unter den breiten Aschenbechern verschwunden waren.

Ich beobachtete alles von Eingang aus. So etwas hatte ich nie zuvor erlebt. Die Frauen redeten auf die Gäste beruhigend ein: „Ach, das kostet nicht viel. Wir sind ein preisgünstiges St. Pauli-Lokal. Bleibt locker. Ist doch alles nett hier.“ Nach diesen Worten sowie mit sanftem Kraulen an einer bestimmten Stelle ihrer Hosen ließen sich die Männer tatsächlich schnell besänftigen. Irgendwie bedauerte ich sie, aber nun mußte ich wieder nach draußen – kobern. Mensch, war mir das peinlich. Dabei hatte ich es im Hotelgewerbe mit sehr vielen verschiedenartigen Leuten zu tun gehabt und bin wahrhaftig nicht auf den Mund gefallen, aber dieses Kobern... Natürlich hab' ich das eine und andere Mal zum Sprechen angesetzt, aber mir war, als wenn man mich gar nicht wahrnahm, sondern schlicht übersah. Vielleicht lag es an der zu geringen Lautstärke oder daran, daß ich einen zurecht stotterte. Ich hatte nicht einen einzigen Gast animieren können.

Inzwischen verließen die beiden von Gehse gekoberten Herren fluchtartig die Eros-Grotte. Ich hörte nur den einen sagen: „Das ist ja Wucher, zweihundertvierzig Mark. Ich bin doch kein Millionär.“ Kurt Gehse sah inzwischen häufiger vor die Tür und wurde nervöser und grantiger: „Was ist? Wieso bringst du nix rein? Draußen läuft doch genug Volk rum. Mann, die Mädchen woll'n Umsatz machen.“ Ein paar Stunden später fing er vor dem Eingang an zu toben: „Du Flasche! Du willst bei mir Kohle machen und kriegst es nicht mal fertig, ein paar Leute in die Grotte reinzubringen. Du bist unfähig! Du bist fristlos entlassen! Du hast ab sofort St. Pauli-Verbot! Laß' dich hier nie wieder blicken!“

Ich war ziemlich geknickt: „Mein Gott!“, dachte ich, „in was für eine Lage hab' ich mich gebracht? Wie konnte ich nur so dumm sein und

meinen guten Posten im Hotel zu kündigen?“ In meiner Verzweiflung bin ich noch mal rüber zum Europäischen Hof, aber die hatten für mich schon eine neue Kraft eingestellt. Von irgend etwas mußte ich doch leben. Ersparnisse hatte ich kaum. Der Portier gab mir den Ratschlag, im Hafen anzufangen. Er hatte im Rundfunk gehört, daß sie am nächsten Morgen hundertzwanzig Leute zum Be- und Entladen der Schiffe benötigten. Ich bin sehr früh mit der U-Bahn zum Hafen gefahren. In der Nähe der Landungsbrücken sah ich den Pulk Arbeiter an der Straße Hafentor, vor dem Kontor des Arbeitsvermittlers, warten. Es handelte sich um Unständige, ohne festen Arbeitsvertrag. Denen konnte man ihr hartes Leben aus dem Gesicht ablesen. Ich kam mir richtig komisch vor in meinem merkwürdigen Arbeitszeug, nämlich immer noch Anzughose, Frack und Fliege. Anderes Arbeitszeug besaß ich gar nicht. Trotzdem wurde ich gleich genommen, wohl weil ich groß war und kräftig aussah. Mit dem Jollenführer, also einer Barkasse, wurde meine Gruppe zum Hansahafen gefahren und von dort zum Schuppen 51 geführt. Zwei Seeschiffe der Reederei Hamburg-Süd lagen am Kai. Der Ort stank schon von weitem. An den Luken schienen Millionen Fliegen herum zu schwirren. Beide Schiffe hatten unbearbeitete Rinderfelle aus Argentinien an Bord, Pansen, wie die Hafenarbeiter abfällig bemerkten. Am Schuppeneingang war ein knallgelbes Schild angebracht: „Vorsicht! Milzbrandgefahr!“, stand darauf geschrieben. Ein Arbeiter machte mich schlau: „Milzbrand? Daran kannst du schnell von sterben.“ Na, das fing ja gut an. Mir war gleich ganz anders zumute. Ich wurde in den Laderaum geschickt. Mit einem anderen Arbeiter stapelte ich eine Hiev nach der anderen mit den ekligen Fellen voll. Mit dem Ruf: „Hiev op!“, setzte der Kran die Hiev an Land. Im Schuppen wurden sie von anderen Hilfsarbeitern unter Anleitung des Stauerfiezies, wie dort der Vorarbeiter genannt wurde, verstaut. An den warmen Kadavergestank konnte ich mich nicht gewöhnen. Schlimmer war, daß meine Kräfte nachließen, je mehr Stunden vergingen. Ich hab’ die Arbeit nur noch mechanisch verrichtet. Wenn keiner in der Nähe gewesen wäre, hätte ich mich

hingelegt. Der Stauerfiez grölte von oben: „Jungs, nu' haut mal 'n Schlag rein. Wir woll 'n den Kahn zwei Stunden vor Schichtende leer haben und nach Hause geh'n. Also, törn to, törn to!“

Tatsächlich, nach insgesamt sechs Stunden Arbeit war der Laderaum entleert. Jan, mein Arbeitskollege an den Hieven, kümmerte sich um mich und sorgte dafür, daß ich vom Vormann meinen Lohn bar in die Hand bekam. Ich krächzte: „Mann! Bin ich fertig. So viel hab' ich noch nie im Leben gearbeitet.“ Jan grinste: „Was sagst du erst, wenn du zwei oder drei Schichten hintereinander malochen muß?“ Der Jollenführer setzte uns am Baumwall ab. „Komm' mal mit rüber. Gegenüber vom U-Bahnhof ist der „Bum-Bum-Schuppen; da trinken wir erst mal 'n schönes Helles, damit du wieder auf die Beine kommst.“ Ich bin dem Jan schon fast willenlos hinterher geschlichen. Die riesige Holzbaracke war proppevoll. Ich sah durch die Rauchschaden hindurch, daß einige Gäste mit ihren Köpfen auf der Tischplatte fest schliefen. „Das sind die ohne Unterkunft.“, klärte Jan mich auf, „Wenn sie nicht zur Schicht sind, wohnen die hier.“ Die Tresenkellner hatten alle Hände voll zu tun. Alle Zapfhähne liefen fast ununterbrochen. Jan bestellte zwei Bier. „Weißt du, Günter, ich mach' diese Arbeit im Hafen fast mein ganzes Leben lang. Ich hab' Stauer gelernt, von der Pieke auf an. Ich bin vor einiger Zeit von der Stauerei Busse geflogen, weil ich einem Stauerfiez was auf's Maul gegeben habe. Inzwischen hab ich aber schon wieder etwas Festes in Aussicht. Aber du paßt ja nun so gar nicht hier her.“

Nach einigen Schlucken Astra-Bier kam wieder Leben in meinen Körper. Meine Fliege hing an der Seite meines Hemdkragens traurig runter, der sonst makellose Frack, verschmiert und eingerissen, klebte förmlich an meinem Körper. Zwar hatte ich noch immer den Geruch von Aas in der Nase, aber ich fühlte mich bald wieder kräftig und erzählte dem Jan, daß ich eigentlich ein Hotelfachmann sei, jedoch zur Zeit keine Stelle besaß. Jan fuhr fort: „Man kann sich an die schwere Arbeit gewöhnen, das siehst du ja an mir, aber du? Warum fängst du nicht auf dem Kiez an, bei deiner Figur? Ich kenn' da 'ne Menge Leute.“

Ich dachte an die Eros-Grotte: „Das geht nicht. Ich hab’ nämlich St. Pauli-Verbot.“ Als ich Jan von meinem verkorksten Abstecher nach St. Pauli erzählte, schüttelte er sich vor Lachen beinahe das Bier über den Balg: „Kurt Gehse? Wirklich der Kurt von der Eros-Grotte?“ Er fing wieder an zu prusten: „Dieser kleine Grottenolm?“ Als sich Jan von seinem Gelächter ein wenig erholt hatte, klärte er mich auf, daß Kurt Gehse nur ein kleines Licht auf dem Kiez sei, daß er gar nichts zu sagen habe und schon gar nicht ein St. Pauli-Verbot diktieren könne. Jan sprach am Telefon mit ein paar Leuten. Es klappte, ich konnte mich am nächsten Tag in der Großen Freiheit, dieser berühmten Nebenstraße der Reeperbahn, vorstellen. Und ihr wißt ja, daß ich seit Jahrzehnten vor dem „Kolibri“ stehe.

Günters Geschichte wurde häufig von Gelächter seiner beiden Zuhörer unterbrochen. wenn sich Frank Matten das so vorstellte, fand er es doch zu komisch. Er kannte den Günter schon, seit er vor etwa zwanzig Jahren seinen Dienst auf der Davidwache begonnen hatte. Das „Kolibri“ galt bei ihm und seinen Kollegen zwar als Sex-Show, jedoch nicht als eine der vielen Animierhöhlen St. Paulis. Es war polizeilich gesehen ein sauberes Haus, in dem wirklich, wie draußen auf Plakaten angedeutet, eine neunzigminütige, kostümtrachtige Sexshow gezeigt wurde, in der die nicht allzu teuren Getränkepreise deutlich auf den ausliegenden Getränkekarten zu erkennen waren. Günter sowie ein zweiter Kollege standen in goldbetreßter Uniform stolz beiderseits der Eingangstür des Lokals. Sie brauchten keine einzelnen St. Paulibummler kobern. Es erschienen jeden Abend ganze Busladungen von Besuchern, oft in langen Schlangen vor dem Kolibri, die warten mußten, bis die vorherigen Gäste das Haus nach neunzig Minuten verließen. Beide stattlichen Portiers fungierten auch nicht als so genannte Rausschmeißer, denn es gab in diesem Lokal nicht einen einzigen Zahlungstreit. Sie strahlten Ruhe und Vertrauen aus und gaben einzelnen Gästen eher mal kleine Tips, wenn sie noch etwas mehr auf dem Kiez erleben wollten.

Bevor Günter nach seiner Erzählung die Spielhalle verließ, drehte er sich noch einmal um: „Ich hab’ dem Kurt Gehse die Sache mal vorgehalten. „Was?“, sagte er, „ich soll dir mal ein St. Pauli-Verbot ausgesprochen haben? Das glaub’ ich nicht. Daran kann ich mich gar nicht erinnern“..